

Reise in ein fernes Land mit der „Mucki II“

Zwei Momente waren es, die uns dazu brachten, auf der diesjährigen Sommerreise einmal etwas ausgefalleneren Häfen anzulaufen: Einerseits waren wir im Vorjahr auf unserer einwöchigen Kurztour Kopenhagen - Rönne - Kappeln recht nahe an Rügens Kap Arcona gekommen, was uns zu mannigfachen Gedanken über diesen weißen Fleck auf der Seekarte veranlaßte (übrigens ist der Verfasser im Juli 1974 auf dem Landwege auf Rügen und in Hiddensee gewesen, so daß er ermessen kann, welche ein herrliches Segelrevier dort nicht besegelt werden kann). Endstadium der sich entwickelnden Diskussion war, daß unser Interesse auf Stettin und Danzig auswich, da es nach wie vor unmöglich ist, einen DDR-Hafen anzulaufen (Notfälle ausgenommen). Das zweite Moment war der zunehmende Raum, den die Presse Berichten über die Volksrepublik Polen gab: In letzter Zeit werden ja sehr gern Land und Leute beschrieben. Dabei wurde häufig auch auf die allmählich anlaufende Operation Sail 74 eingegangen. Den letzten Ruck für unseren Entschluß bekamen wir aber erst, als in diesem Nachrichtenblatt das Verfahren zur Erlangung der Einreisegenehmigung erläutert wurde.

Nun galt es, die Einladung des polnischen Seglerverbandes PZZ und damit das Visum zu erhalten: Man kann ja nicht „mal eben“ dorthin segeln. Mein erster Brief in Richtung Warschau ging Ende März ab. Infolge eines Mißverständnisses wurde Ende April eine zweite Auflage jenes Briefes nötig, die dann den erhofften Erfolg hatte. Wir waren also im erwünschten Zeitraum - 21. bis 26. August - nach Swinemünde, Stettin und Gdingen eingeladen; der Unterzeichnende des Schreibens war der Generalsekretär des PZZ. Damit hatten wir aber noch kein Visum - das sollte in Köln bei der Botschaft der VR Polen in den Paß gestempelt werden. Die Hin- und Herschickerei der Pässe konnten wir umgehen, indem wir sie zur polnischen Militär-Mission in Berlin-Dahlem brachten. Hier wurde das in knapp einer Woche vollbracht, was sonst drei bis vier Wochen beansprucht. Hier wurden wir denn auch gleich zur Kasse gebeten: Pro Tag und Nase 20,- DM Zwangsumtausch, pro Kopf 24,- DM Visagebühr. Zuzüglich einer weiteren obskuren Reisebüro-Bearbeitungsgebühr von 10,- DM waren wir nun schon insgesamt 586,- DM für sechs Tage und vier Mann los (noch heute bezweifeln wir, daß das Spektakel diesen Batzen Geld wert war).

Die weiteren Vorbereitungen liefen normal, ich will sie in geraffter Form darlegen: Wir segelten die „Mucki II“ (eine Olsson 29, 40 qm am Wind) zunächst von Kappeln - wo sie ihren ständigen Liegeplatz hat - nach Holtenau, um dort Transitware zu übernehmen. Wegen mangelnder oder Brise aus der falschen Richtung schoben wir hier gleich den ersten Hafentag ein. Der nächste Tag brachte uns nach Spodsbjerg, wo wir mit Sonnenuntergang einliefen und kurz vor Sonnenaufgang wieder loswarfen: Klintholm war unser Ziel. Bei strahlender Sonne und frischer Backstagbrise ließ sich der Großteil des Weges unter Spinnaker segeln, so daß wir im Grönsund noch eine erfolgreiche Angelpause einlegen konnten.

Nach vielem Wenn und Aber entschlossen wir uns, Klintholm am 20. August im Morgengrauen mit Kurs auf den Schifffahrtsweg nördlich Rügen zu verlassen: Es galt, Swinemünde möglichst im Hellen anzulaufen; weiterhin wollten wir nicht zu früh dort sein (unsere Einladung galt erst am 21. August), und schließlich wollten wir auch nicht zu spät ankommen, da wir ja pro Tag und Nase 20,- DM gelohnt hatten.

Der Kurs war abgesetzt auf Kap Arcona, und als wir den „Weg nördlich Rügen“ erreicht hatten, hielten wir uns akkurat an den Tonnenstrich: Zu leicht, dachten wir, könnten wir sonst die Dreimeilenzone und damit die überaus empfindliche Staatsgrenze der idealen Demokratie (so Radio DDR) verletzen und auf diese Weise provokatorisch den Weltfrieden gefährden. Mittlerweile hatte sich unser Wortschatz um die auf den sehr gut zu empfangenden Ost-Sendern gebräuchlichen Floskeln erweitert: Wir wurden zum integrierten Kollektiv, das um kontinuierliche Planerfüllung kämpfte, der jeweilige Wachführer war ein schöpferischer Brigadier, der die gerechte Sache des werktätigen Volkes zu seiner eigenen gemacht hatte, der Smut kochte Labskaus im Gegenplan, und während in den Nordbezirken der DDR der Erntekampf tobte (der Kampf geht bis in den Speicher!) und Ernst Thälmann auf jedem Traktor im Geiste dabei war, segelten wir rationell, ökonomisch, komplex organisiert und vor allem zielbewußt durch die blühende Ostsee. Präzis-eckig bogen wir dann in der Abenddämmerung „um die Kurve“, um nun direkt Swinemünde aufs Korn zu nehmen. Leider ging mit dem Sonnenuntergang der Wind weg, so daß wir Rügens stattliche Kreideküste (Königsstuhl, Stubbenkammer) nur mit recht langen Schatten fotografieren konnten.

Mit dem Wind ging es bergab: In der Wache von 2 bis 6 Uhr „machten“ wir ganze 5 Seemeilen. Enttäuscht und gleichermaßen erleichtert waren wir, als es hell wurde, ohne daß wir während der Dunkelheit von Wachbooten kontrolliert worden waren. Als wir noch darüber witzelten, in welcher Aufmachung man in den Hafen einlaufen könnte (normal bescheiden oder „auf Show“: kaugummikauend, zigarrerauchend, schnapstrinkend und huldvoll winkend), kam etwas Größeres in Kriegsschiffgrau achtern auf. Unser Verfolger lief gleichen Kurs. Nun machte sich doch Unsicherheit breit: Immerhin war es ein Zerstörer, den man uns zugehört hatte. Waren wir denn so wichtig? Nebenher überlegten wir, ob die Volksmarine überhaupt Zerstörer in ihrer Flotte hat. Die schwarz-rot-goldene Dienstflagge war zu erkennen, nicht aber das darin befindliche Emblem - Hammer und Zirkel oder Adler, das war für uns die Frage! Die Nummer D 172 auf der Bordwand, der gute Zustand und die Rettungsinsel ließen uns schließlich auf West-Zerstörer tippen. Wir konnten uns aber nicht erklären, was die Bundesmarine hier, drei Seemeilen vor Rügen, zu suchen hatte. Der Leser möge es uns nachsehen, daß uns der alte Brauch des Flagge-Dippens erst einfiel, als es längst zu spät war; wir waren erheblich verunsichert. Hätten wir Funk an Bord gehabt, dann wäre ein Gespräch mit Georg Leber fällig gewesen!

Während langsam Swinemünde und die klassischen „Berliner“ Badeorte Heringsdorf und Ahlbeck in Sicht kamen und wir zwischen den beiderseits des Fahrwassers auf Reede liegenden Frachtern hindurchsegelten, wurde klar, was die Bundesmarine hier wollte: Die polnischen Seestreitkräfte veranstalteten nordöstlich von Swinemünde ein vormittägliches Übungsschießen, welches offenbar auch für Nato-Kreise seine Reize hatte.

Zugegeben, wir hatten das berühmte seltsame Gefühl in der Magengegend, als wir bei achterlichem Wind mit Vollzeug in die durch lange Molen aus Kaisers Zeiten geschützte Einfahrt einliefen. Wie sich gleich herausstellen sollte, war es richtig gewesen, den Spinnaker rechtzeitig zu bergen. An der Backbordseite quoll dicker schwarzer Rauch aus zwei Dampfrahmen, um die sich das Deutsche Museum in München gerissen hätte. Neben diesen Rahmen stand ein Haus, vor dem wir durch Dampf und Rauch zehn bis fünfzehn Soldaten ausmachen konnten. Diese fingen an zu pfeifen und zu winken, woraufhin wir uns fragten, ob es als Freundschaftsgeste zu deuten sei.

Es war kein Anleger zu sehen, nur ein paar abgenagte Dalben, die knapp aus dem Wasser ragten. Zum Zeichen unserer Verwirrung nahmen wir das Vorsegel weg, was allerdings den polnischen Armisten nicht genügte - sie schossen nun eine grüne Leuchtkugel in den Himmel, Sie verglühte über unserem Schiff. Nun wurde es wohl ernst: Sofort hetzte ein Mann der Besatzung an das Großfall, denn ihm war aus Geschichtsbüchern bekannt, daß in früheren Zeiten die Seget in Brand geschossen wurden, um die Kampffähigkeit zu lähmen. Man wies uns an, daß wir vor dem Haus anlegen sollten, was uns denn auch mühsam gelang: Es wäre nämlich niemand von uns darauf gekommen, daß es sich bei dem vor dem Hause befindlichen Trümmerhaufen um einen Anlegesteg handelte. „Moment, Offizier kommt!“ rief uns einer der Uniformierten zu und berichtigte sich bald, indem er kurz darauf „Zwanzick Minut!“ sagte. Es überraschte uns kaum, daß er nach Ablauf der zwanzig Minuten, als wir in der internationalen Hände-und-Füße-Sprache Unruhe signalisiert hatten, wieder „Zwanzick Minut!“ sagte. Indessen nahmen wir Gelegenheit, uns diese Kontrollstelle genauer anzusehen. Es handelte sich um einen eingeschossigen Backsteinbau mit einem etwa 15 m hohen hölzernen Turm, wie sie typisch für Feuerwehr-Gerätehäuser sind.

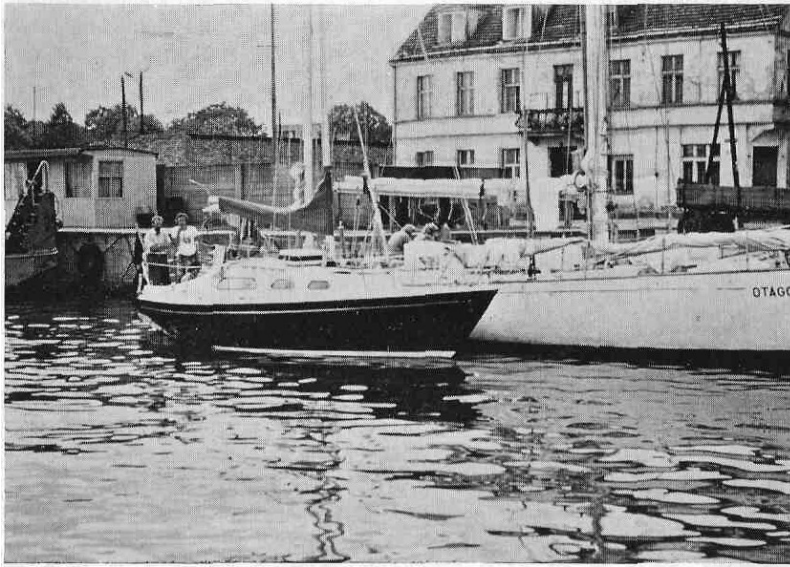


An der Abfertigungsstelle in Swinemünde

Jetzt sahen wir auch ein kleines Schild, das dieses Haus als hoheitlichen Bau auswies. Daß es von großer Wichtigkeit war, ließ sich auch daran erkennen, daß auf dem schmalen Strandstreifen ein auf einem Dreibein installierter Scheinwerfer sowie eine Art Stehpult (im Freien!) standen. Das Pult beherbergte ein Telefon und einen Feldstecher, durch den wir nun aus etwa 15 m Entfernung beim Essen beobachtet wurden. Weiterhin lagen am Strand ein demoliertes Alu-Schlauchboot und allerlei anderes, was man getrost als Gerümpel bezeichnen konnte. Wir lagen etwas ungemütlich an den Dalben: Klampen oder Poller gab es nicht, aber ausgerechnet der in der Mitte befindliche Dalben hatte direkt unter der Wasserlinie einen gut erhaltenen Eisenring, der sich auch durch Fender nicht entschärfen ließ, so daß ständig einer von uns mit dem Abhalten beschäftigt war. Dazu kam, daß auf dem Wasser der Swine eine solide Ölschicht schwamm. Die Begriffe „Umweltschutz“ und „Brühe“ fielen. Daß in Polen vieles anders ist als hier, wurde uns klar, als wir auf der Dampftramme eine Frau arbeiten sahen; sie war allerdings von entsprechender Statur. Jedenfalls: Während wir so an der „Zollruine“ lagen, stand für mich bereits der Schlußsatz dieses Berichts fest.

Nach knapp anderthalb Stunden kam Leben in die Szene: Wie in einem Kriminalfilm schwebte über die Schlaglöcher ein großer Pkw (Typ Wolga) heran, die Bremsen quietschten, alle Türen flogen gleichzeitig auf, und drei uniformierte Herren von Paßkontrolle und Zoll kamen an Bord. Von diesen sprach einer deutsch, einer englisch und der dritte polnisch mit uns. Die eigentliche Abfertigung ging unerwartet rasch vonstatten: Wir sollten lediglich unser Geld in eine Liste eintragen. Die zollfreie Transitware wurde nicht angesprochen, die Pässe wurden kurz betrachtet. Man hatte Durst: Der zunächst angebotene namhafte deutsche Weinbrand wurde abgelehnt („Schmeckt nicht!“), Whisky, englischer, war gefragt. Nach einem großen Schluck trat man wieder von Bord und wies zwei Soldaten in Knobelbechern an, das Schiff zu durchsuchen. Mit etwas verwirrtem Blick schauten diese in einige Schapps - wir konnten uns des Eindrucks nicht erwehren, daß die beiden vom Kontrollieren keinen blassen Schimmer hatten. Mit Abschluß dieser Zeremonie waren wir ins Landesinnere entlassen. Wir suchten einen Liegeplatz zwischen Fähr- und Kriegshafen und fanden ihn längsseits einer etwa 20 m langen polnischen Yacht, der „Otago“. Wir lagen noch nicht ganz fest, als auch schon - genau wie verabredet - ein mit uns befreundetes Ehepaar aus Mecklenburg an Bord kam. Das Hallo war verständlicherweise groß.

Wie üblich galt nun unsere Aufmerksamkeit zunächst einem „Örtchen“ sowie einer Dusch- oder Waschmöglichkeit. Wir fanden beides, indem wir der uns gegenüber recht schweigsamen Mannschaft der „Otago“ nachliefen: Die pilgerte nämlich mit Kulturpäckchen im Arm in ein direkt am Wasser gelegenes Seemannsheim. Der Duschräum war von beispielloser Ungepflegtheit, aber aus der Brause kam heißes Wasser - und das ist ja die Hauptsache. Nachdem wir uns etwas angehübscht und die „Mucki II“ fast direkt vor die Marinekaserne verholt hatten („Otago“ war ausgelaufen, und anschließend rückte uns ein „Bison“-Schlepper auf die Pelle), nahmen wir beim Orbis-Reisebüro den Zwangsumtausch vor und hatten nun insgesamt 6300 Zloty für sechs Tage (zum Vergleich: der polnische Durchschnittsverdiener bringt monatlich etwa 3000 Zloty nach Hause). Mit diesem gehörigen Polster strebten wir dem Swinemünder Nachtleben entgegen. Wie wir schnell merkten, ging es hier nicht so bieder zu wie in der DDR. Insbesondere bei den Fräuleins im Twen-Alter mußten wir einen starken westlichen Einschlag registrieren: Sie machten durch schockfarbene Wickelröcke, Halsbrecherische Plateau-Schuhe und zum Teil starke Kriegsbemalung auf sich aufmerksam. Auf der Promenade, darüber waren wir uns sofort einig, war der Bär los! Sogar Striptease war im „Albatros“ zu sehen (allerdings bei ziemlich westlichen Preisen), und etwas abseits standen Damen mit kleinen Handtäschchen. - Am nächsten Morgen motorten wir (Wind leider gegenan) durch die Kaiserfahrt ins Stettiner Haff. Hier setzten wir Segel und kreuzten bis zur Odermündung. Dort lohnte sich das Segeln wieder nicht mehr - die Oder war doch schmaler als vermutet, so daß das Kreuzen - vor allem bei der einschlafenden Brise - recht mühsam geworden wäre. Unterwegs nahmen wir noch eine polnische Jolle auf den Haken, wodurch wir der Mannschaft eine lange Paddelstrecke abnahmen.



In Swinemünde längsseits der polnischen Yacht „Otago“

Bereits in Hamburg hatten wir auf der (neuen!) Hafenkarte den vor Stettin liegenden Yachthafen Zeglarski vorgemerkt. Nach unserem ersten Eindruck von Swinemünde hatten sich unsere Erwartungen schon gewaltig gemindert, aber was wir nun sahen, machte uns fast sprachlos: Im Yachthafen lagen zwei Segelboote und eine größere Motoryacht an den Mauern, Stege waren nicht vorhanden. Das ehemalige Klubhaus machte hingegen einen belebten Eindruck: Es wird jetzt als Jugendherberge genutzt, wie wir später erfuhren. Wir dachten alle vier das gleiche: „Schlimmer kann es nicht mehr werden“, drehten einen Krinkel und fuhren weiter oderaufwärts in Richtung Stettin-Innenstadt. Unsere beiden Jollensegler nahmen wir wieder in Schlepp. Doch noch einmal beschäftigten sich die Sicherheitsorgane mit uns: Vom Verladekai einer Zementfabrik aus wurden wir von einer Art Wachmann kurz beäugt, dann hastete der Mann zu einem Telefonhäuschen. Wir ahnten schon wieder Böses. Es dauerte nicht lange, und wir waren „umzingelt“: Ein großes Kontrollboot mit Blaulicht und Sirene auf der einen und noch ein kleines Motorboot auf der anderen Seite - eine Situation, die man erlebt haben muß. Wir kamen uns vor wie die Hauptdarsteller in einem KlamaukFilm. Mittlerweile war einer der beiden polnischen Segler bei uns an Bord, Rum- und Wodkaflaschen wechselten laufend den Besitzer, der entweder die polnische oder eine der beiden deutschen Staatsangehörigkeiten hatte. Auf die zugerufene Frage, wieviel Personen bei uns an Bord seien, entgegneten wir: „Sechs Deutsche und ein Pole!“ Damit war die Verwirrung bei den Staatsorganen komplett. Nach einem längeren Geschrei von Bord zu Bord begriff man, daß wir schon in Swinemünde abgefertigt worden waren, und drehte ab.



Geistiger Austausch mit den Jollenseglern

Wir mußten noch ein ziemliches Stück Weges durch die betriebsamen Hafenanlagen Stettins zurücklegen (es ist der größte Hafen Polens), erst dann machten wir auf Hinweis der beiden Jollensegler am Kai vor dem Büro des Hafenkapitäns fest. Nachdem „ein Moment“ vergangen war, erschien der Hafenkapitän persönlich und schlug uns vor, hierzubleiben, es sei ein guter Liegeplatz. Das glaubten wir auch, bis eines der zwischen Stettin und Swinemünde verkehrenden Tragflächenboote vorbeigedröhnt war: Wir lagen genau an der Stelle, an der die Boote von Gleiten auf Verdrängen gehen - die Anlegestelle lag etwa 300 Meter weiter. An ruhiges Liegen war jedenfalls nicht zu denken. Die polnische Jolle hatte sich inzwischen verabschiedet; gern hätten wir gewußt, wo sie abgeblieben ist.

Wir warfen wieder los und machten schließlich einige hundert Meter hinter der Anlegestelle und kurz vor der ersten Brücke über die Oder an einem Binnenschiff aus Ost-Berlin fest. Der Schipper (hierin sind sie sich wohl alle gleich) ließ zunächst vernehmen, daß er morgens um 5 Uhr ablegen wollte. Durch solche Kleinigkeiten waren wir natürlich jetzt nicht mehr zu erschüttern, genausowenig dadurch, daß die beiden Schiffsjungen sächselten, daß einem die Haare zu Berge stehen konnten. Weil wir für die Getränke und die Binnenschiffer für den Gesprächsstoff sorgten, wurde es nun sehr schnell gemütlich. Nach einem innerdeutschen Gespräch auf den Ladeluken wurde der Gedankenaustausch in den Salon unserer Nachbarn verlegt. Der Kapitän ließ es sich nicht nehmen, uns seinen Stolz, den Maschinenraum, zu zeigen. Klar, daß die 1000-PS-Maschine einschließlich aller Hilfsaggregate gegen 23 Uhr noch angeworfen wurde. Auch klar, daß man von der Maschine hätte essen können.



Innerdeutsches Gespräch auf der Ladeluke



Gedankenaustausch im Salon der „Storkow“

Wie selbstverständlich bot uns der Berliner am nächsten Morgen Wasser und Diesel aus seinen Vorräten an. Unter ausgelassener Betätigung des Nebelhorns legte er gegen 10 Uhr ab. Uns war inzwischen klargeworden, daß wir zwar nicht im Yachthafen, dafür aber mitten in Stettin lagen. Das historische Rathaus am Alten Markt war einen Steinwurf entfernt, und zum Pommernschloß, das ebenfalls am Westufer der Oder steht, war es auch nicht weit. Zusammen mit der Marineschule und dem Museum bildet es eine eindrucksvolle Kulisse. Am Ostufer der Oder sahen wir die ehemalige Vulcanwerft sowie eine Menge Schornsteine. Daß diese in Betrieb waren, konnten wir bei uns an Deck feststellen. Es ließen sich bereits kleine Rußhäufchen zusammenfegen.



Das Deck nach einer Nacht in Stettin

Wir wollten uns aber nun zu einem Stadtrundgang aufraffen. Zuerst gingen wir auf den sogenannten „Schwarzen Markt“, der gar nicht schwarz ist, sondern eine Art ständiger Fisch- und Flohmarkt auf einem eingezäunten Platz. Hier wurde allerlei angeboten: Obst und Gemüse, Kleinvieh, Kleidung, Möbel, technische Artikel, Bilder und Bücher, teils neu, meist gebraucht. Es gab Plastik-Tragetaschen mit Werbung für bundesdeutsche Dosensuppe für umgerechnet 1,50 DM zu kaufen, zerlegte Motoren, Reifen, ausgeschlachtete Radios, Schuhe (auch einzelne!), Eßbestecke, Emailliertes, Wasserhähne, Türschlösser ohne und mit Schlüssel, Schlüssel (einzeln, ohne Schloß), Kruzifixe, Heiligenbilder, meterweise Gasrohr, verrostete Schrauben und Muttern.



meterweise Verrostetes

Einige der Händler waren wegen des mäßigen Geschäftsganges über ihren Waren eingeschlafen, in einer Ecke fingen Betrunkene eine Schlägerei an, Zigeuner betätigten sich als ambulante Händler, hinter den Buden wurde die Kleidung an Ort und Stelle anprobiert. Nicht nur hier wurde uns laufend vorgeschlagen, Zlotys zu kaufen zum Kurse 1:30 (offizieller Kurs 1 DM = 13 Zloty), das taten wir aber nicht, weil wir sowieso zuviel davon hatten. Ein modischer Jeans-Anzug wurde für mehrere tausend Zloty angeboten, ältere Beatles- und Rolling-Stones-Platten hätten gewaltige Erlöse gebracht. Wir aber, die wir unseren Zloty-Berg abbauen wollten und mußten, fanden außer Fellhausschuhen für Mütter und Freundinnen nichts, was zu kaufen gelohnt hätte. Vieles hätte man am Sperrmülltag in Hamburg besser und umsonst bekommen. Auch auf die Offerte eines älteren Herrn mochten wir nicht eingehen:

Er bot mit geheimnisvoller Miene zwei guterhaltene Kugelschreiber an. Wenn wir uns vor Augen führten, daß wir weder auf einem orientalischen noch auf einem Balkan-Markt, sondern etwa 140 km von Berlin weg waren, kamen wir jedesmal ins Grübeln. Immerhin haben wir seitdem Verständnis für die Polen, die seit der Vereinfachung des Reiseverkehrs die DDR-Geschäfte stürmen, denn die Auslagen der hiesigen Läden und der Kaufhäuser waren wirklich dünn.

Wenn ich jetzt noch ausführlich beschriebe, wie wir den Stettiner Schlachthof besichtigten, nachdem wir die dortige Paßkontrolle durch Vorlage der Karte einer Hamburger ImportExport-Firma umgangen hatten, wie wir polnischen Kalbsschinken aßen, den es eigentlich nur in den USA gibt, wie wir mit Warszawas und Polski-Fiats Taxi fuhren, dann sprengt das wohl den Rahmen.



„Stadtbesichtigung“

Also: Nachmittags setzte sich unser Passagier-Ehepaar auf die Eisenbahn und fuhr wieder nach Mecklenburg. Auch uns hielt in Stettin nichts mehr, wir wollten nach Ziegenort, einem kleinen Hafen an der Stelle, wo die Oder ins Haff mündet. Vorsichtshalber meldeten wir uns beim Hafenkaptän ab. Kleine Episode am Rande: Da bei dreien von uns in den Papieren als Arbeitsstätte die Technische Universität Berlin vermerkt war, fragte man uns, ob diese in Ost- oder West-Berlin läge - als ob man schon häufig Ost-Berliner auf Hamburger Yachten gesehen hätte! Nach dem Gesetz der größten Mehrheit hatte natürlich der Wind mittlerweile auf Gegenrichtung gedreht, so daß wir auch oderabwärts unter Maschine laufen mußten. Wir kamen erst bei einbrechender Dunkelheit an, und zwar jetzt in einem „richtigen“

Yachthafen, in dem auch eine Anzahl anderer Yachten lag, zum Teil sogar recht große Schlitten. Es waren auch Tschechen und welche aus der DDR dabei.

In dem im Klubhaus ausliegenden Buch trugen wir Ankunft und voraussichtliche Abfahrt ein und sahen, daß vor uns hier offenbar noch keine Westdeutschen gewesen waren. Da wir uns von unseren Zlotys trennen wollten, aßen wir im einzigen Gasthof des Ortes zu Abend - allerdings ist es in Polen gar nicht so einfach, fürs Essen viel Geld auszugeben. Da hier in Ziegenort der Umfang der Speisekarte auf ein Gericht beschränkt war, mußten wir dies eben dreimal hintereinander essen. Am nächsten Morgen konnten wir beobachten, daß es sich bei Ziegenort wohl um eine schneidige Segelschule handelte. Während wir noch frühstückten, bauten sich die in Takelblusen verpackten Schüler vor dem Flaggenmast auf, ein Herr mit Blazer, Armbinde, weißen Schuhen und weißer Schirmmütze ließ nach der Flaggenhissung rühren und hielt eine kurze Rede. Am Mast wehte die polnische Nationale, an

Steuerbord die Flaggen der DDR und CSSR, an Backbord die Flagge des Polnischen Seglerverbandes PZZ. Wir hätten es keinem übelgenommen, wenn es so geblieben wäre, denn woher sollte man hier eine schwarz-rot-goldene Fahne ohne Hammer und Zirkel haben? Aber dann war eine verblichene Schwarz-Rot-Goldene „ohne“ gefunden worden, und nun ging es los: Nur die polnische Weiß-Rote blieb, wo sie war, sonst konnten wir in der kommenden Viertelstunde an den Wanten jede mögliche Variation sehen (auch der Alleinvertretungsanspruch kam zum Tragen: Eine Zeitlang war die bundesdeutsche Nationale allein). Zu guter Letzt bekam dann doch alles seine Ordnung: An Steuerbord DDR (groß), CSSR (klein), BRD (mittel), an Backbord PZZ.

Nicht zum erstenmal wunderten wir uns über die Unsicherheit, mit der wir polnischerseits behandelt wurden. Sicher, Konfettiparade und Platzkonzert hatten wir nicht erwartet, wohl aber damit gerechnet, daß wir nach unseren bisherigen Stationen und der weiteren Reiseplanung gefragt würden. Auch ein Gespräch über das Wetter hätten wir gern angenommen. Nichts dergleichen! Dabei standen häufig Leute um die „Mucki II“ herum, Kameraverschlüsse klickten, und in vielen polnischen Sätzen kam das Wort „Mutzki“ vor. Dann, beim Ablegen, wieder so eine komische Situation: Unser Steuermann hob die Hand und winkte unseren Liegeplatznachbarn zu. Einer nickte freundlich, einer lächelte, aber wir wußten genau, daß der ganze Hafen unser Manöver beobachtete. Langsam fragten wir uns, ob wir dauernd etwas falsch machten.

Durch das Haff kamen wir bei sehr leichtem Wind, den wir gerade anliegen konnten, nur bedächtig voran. In der Kaiserfahrt mußten wir wieder motoren, da wir durch den Baumbestand an beiden Ufern abgedeckt waren. Abends lagen wir, wie zwei Tage zuvor, in Swinemünde und nahmen am Nachtleben teil - schließlich hatten wir zuviel Zlotys. Zwar hatten wir am nächsten Morgen erheblich weniger, aber es war immer noch Geld da. Wir legten es in

Bier und anderen Lebensmitteln an; polnischen Wodka zu kaufen lohnte sich nicht - er ist in Hamburg billiger. Abschließend nahmen wir uns ein Taxi und suchten das 30 Kilometer entfernte Wollin auf. Die Mutter eines unserer Besatzungsmitglieder war dort aufgewachsen, und wir wollten ein paar Fotos mitbringen. Wir hatten einen deutschsprechenden Fahrer gefunden, der sich viel Mühe mit uns gab. Übrigens war sein „Wolga“ Dunlop-bereift. Woher er die Pneu hatte? Von einem Busfahrer aus Lübeck, der ihm jedes Jahr einen neuen mitbrachte. Während der Fahrt bekamen wir einige Bemerkungen zu hören über das polnische Taxigewerbe im allgemeinen und darüber im besonderen, wie man „Versorgungsgengpässe“ umgeht. Ebenfalls sehr aufschlußreich war die Einstellung des

Fahrers sowie eines weiteren Polen, der uns Wollin zeigte, zu den Deutschen in Ost und West. - Nachdem wir alle uns wichtig erscheinenden Häuser und Straßen geknipst hatten, machten wir uns auf die Rückfahrt. In Swinemünde aßen wir noch einmal reichlich und warfen dann los, einen Tag eher, als ursprünglich vorgesehen.

Nachdem wir wie beim Einlaufen anderthalb Stunden an der „Zollruine“ gelegen hatten, wurden wir flott und oberflächlich abgefertigt. Dabei sahen wir, daß eine polnische Yacht, die von der Pommerschen Bucht einlief, ebenfalls kontrolliert wurde. Am nächsten Vormittag machten wir gegen 11 Uhr in Rönne auf Bornholm fest. Nun soll Rönne ja bei weitem nicht der schönste Hafen sein, aber es war für uns ein Unterschied wie zwischen Schwarzweiß- und Farbfernsehen. Es kam uns vor, als ob hier alles erst gestern renoviert und neu angemalt worden war: Die Fischkutter, die Häuser waren in Farbe; Straßen, Geschäfte und auch die Fischhallen waren peinlich sauber - Erscheinungen, die wir in Polen vermißt hatten. Wir fühlten uns hier im „dekadenten Westen“ eindeutig wohler, auch wenn der Hafenmeister Liegegeld gleich für drei Tage im voraus kassierte und die Milch hier entschieden teurer war. Es ist aber hier nicht der Raum, die Gründe dafür darzulegen.

Die weitere Rücktour verlief wie am Schnürchen: Von Rönne nach Ystad, Klintholm, Gedser, Heiligenhafen, Kappeln.

Während über den vergangenen Sommer fast alle Urlauber schimpfen, hatten wir mit unseren vierzehn Tagen (16. bis 26. August) nur Glück: Ölzeug trugen wir genau drei Stunden lang (leichter Nieselregen vor Ystad), auch auf den Nachtwachen war es stets so warm, daß man es im Pullover aushalten konnte. Kreuzen brauchten wir nur im Stettiner Haff, sonst konnten wir alles mit halbem oder raumem Wind erreichen.

Übrigens kamen wir - das soll nicht unerwähnt bleiben - angesichts der Freizeitmaschine Heiligenhafen erneut ins Grübeln. Die eintönigen Betonklötze zwischen den unbelebten Promenaden machten nachhaltigen Eindruck auf uns. Wir verglichen mit Swinemünde: Dort stand man Schlange, um in bescheiden eingerichtete Lokale zu kommen - hier waren fürstlich ausgestattete Pubs, Bierstuben und „Clubs“ leer! Die ganze Anlage kam uns unheimlich vor; wir glauben nicht, daß es nur an der bereits auslaufenden Saison lag.

Was nun das Hauptanliegen der Reise betrifft, nämlich das Kennenlernen von Polen und nunmehr polnischen Städten, so können wir abschließend urteilen, daß wir vom dort Gesehenen und Erlebten enttäuscht sind. Allerdings habe ich inzwischen von Seglern - auch aus der SVAOe - gehört, die in Danzig der Operation Sail beigewohnt haben und denen es dort ganz gut gefallen hat. Es würde wohl ein gerechteres Bild ergeben, wenn man auch über deren Eindrücke unterrichtet wäre. Für uns gilt jedenfalls der Satz, den wir bereits beim ersten Festmachen an der „Zollruine“ prägten: Weiterempfehlen kann man es nicht, wenn man nicht gerade als Abenteurer und Entdecker geboren ist.